



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jansen, F. Gustav: Robert Schumann und Vesque von Püttlingen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Verhandlungen haben sich auch auf die Frage erstreckt, ob der Terminhandel das Börsenspiel besonders begünstige.

Einige Sachverständige verneinen diese Frage, weil das Spiel ebenso gut in der Form des Kassageschäfts ausgeübt werden könne. Es wird dabei auf das Beispiel von Newyork verwiesen, wo nur Kassahandel bestehe, gleichwohl aber die Spekulation im größten Maßstabe stattfinde. In diesem Sinne äußern sich: Wallenberg-Pacholy 810, Wilmowski 820, Wiener 1072, Ruffel 1465, Pflaum 1576, Cohnstädt 1789, Gwinner 1947.

Dagegen erklären sich dahin, daß der Terminhandel zum Spiele reize, es erleichtere, bequemer dafür sei, folgende Sachverständige: Heimann 434, Arnold 444, Samuel 445, Favreau 655, Goldberger 661, Kämpf 811, Basch 990, Müller 1069, Salomon 1158, Schinckel 1160, Ladenburg 1359, Siemon 1536, Weidert 1556, Lehmann 1593, Siemens 1932, Traugott Müller 3031, 3039, Lexis 3518, 3526.

Samuel: Beim Kassahandel ist das Spiel für den Bankier selbst weit gefährlicher. Deshalb wird jeder vorsichtige und ernste Bankier die Spielwut seiner Klienten auf dem Kassamarkt mehr zu dämmen suchen, als im Ultimo geschieht (445).

Schinckel: Wenn jemand 3000 bis 4000 Mark Einschüsse macht, um 750 000 Mark per Ultimo zu handeln, so würde man das im Kassageschäft auch thun. Er würde überall auf das Papier Geld bekommen durch Repartirung und Deponirung. Es würde allerdings die Sache sehr verteuern (1160).

Auch die Sachverständigen von der Warenbörse sind in dieser Beziehung einverstanden.

Heuser: Gerade die Gelegenheit zum Terminhandel macht das Spiel von Privatpersonen so kolossal (2346).

Schäfer: Der Terminhandel giebt besondern Anreiz zur Spekulation (3010).

Basch schlägt vor, daß auch alle Kassageschäfte nur mit einem Einschufß von fünfzig Prozent gemacht werden sollten (993).

(Fortsetzung folgt)



Robert Schumann und Vesque von Püttlingen

Von f. Gustav Jansen



Unter den Freunden Robert Schumanns nimmt einen hervorragenden Platz Vesque von Püttlingen ein, doch ist darüber in weitem Kreise so gut wie nichts bekannt. Einige neuaufgefundene Briefe Schumanns an ihn, die in der (1887 bei A. Hölder in Wien erschienenen) Lebensskizze Vesques keine Aufnahme gefunden haben, sind die Veranlassung zu der folgenden kurzen Darstellung des Verhältnisses der beiden zu einander.

Johann Besque von Püttlingen wurde am 23. Juli 1803 in Dpole in Polen geboren. Sein Vater, ein belgischer Emigrant, siedelte 1804 nach Wien über, wo er als erster Kustos an der Hofbibliothek im Jahre 1829 starb.

Bei dem Sohne zeigten sich schon früh vielversprechende Geistesgaben, es traten dichterische und malerische Anlagen zu Tage. Vor allem aber machte sich seine musikalische Begabung geltend. Nachdem er bei Leibesdorf, Moscheles und Worzisches Klavierunterricht genossen hatte, konnte sich der heranwachsende Süngling nicht allein an den regelmäßigen Musikabenden im Elternhause, sondern auch an den öffentlichen Aufführungen im Konservatorium beteiligen. Zur Ausbildung seiner Tenorstimme erhielt er Unterricht bei dem Tenoristen Cicimarra.*)

1822 bezog Besque die Universität, studierte Rechts- und Kameralwissenschaften und promovierte 1827. In dieses Jahr fällt seine Bekanntschaft mit Franz Schubert; er traf ihn wiederholt bei dem Sänger Vogl. Schubert brachte seine neuentstandnen Kompositionen mit, und Vogl sang sie. Bildete sich unter dieser Einwirkung Besques Vorliebe für das Lied aus, worin Schubert sein Ideal wurde, so übte gleichzeitig Vogl, der in Bezug auf eindringendes Verständnis und künstlerischen Vortrag des Liedes seinesgleichen suchte, einen bestimmenden Einfluß auf Besques Gesang aus.

1827 trat Besque in den Staatsdienst ein, wo sich ihm infolge seiner hervorragenden Fähigkeit und Arbeitskraft eine glänzende Laufbahn erschloß. Er wurde 1834 in den Staatsrat berufen, nach wenigen Jahren Hofrat der Staatskanzlei, endlich Sektionschef im Ministerium des Auswärtigen.

Von seiner Persönlichkeit giebt Hanslick (im Musikalischen Skizzenbuch) folgende Schilderung: „Er war ein auffallend hübscher Charakterkopf mit krausgelocktem dunkeln Haare, kohlschwarzen blitzenden Augen, immer voll Beweglichkeit, dabei doch von ungezwungen vornehmer Haltung. Seine Unterhaltung strömte über von heiterer Anmut, von Witz und treffenden Aperçus.“ Mit seiner vielseitigen Bildung vereinigte Besque eine natürliche Herzensfreundlichkeit, die alle für ihn einnahm. Geistige Spannkraft und offener Blick für alles Schöne und Edle blieben ihm bis ins hohe Alter. Während seines Aufenthalts in Frankfurt, wo er 1863 bei der Bundeskommission für das Gesetz zum Schutz der Autorenrechte den Vorsitz führte, hatte ein Mitglied der Kommission auf den gemeinschaftlichen Spaziergängen vielfach Gelegenheit, sein Wesen kennen zu lernen. Die Beobachtung, daß der Sechzigjährige oft im Freien sang, jedes altertümliche Gebäude mit Interesse betrachtete, auch wohl mitten im heitern Gespräch stehen blieb, um auf das ergreifende Bild der in

*) Besque von Püttlingens Lebensskizze, aus Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellt, der ich die biographischen Daten entnehme, erschien ohne Autornamen. Ich glaube verraten zu dürfen, daß sie einer Tochter Besques zu verdanken ist.

den Main untertauchenden Sonne hinzuweisen, entlockte dem Begleiter den Ausruf: „Herr Hofrat, Sie sind eine Künstlernatur!“ Die Bezeichnung ist treffend, obwohl nicht ganz erschöpfend. Hanslick führt das Bild weiter aus: „Der Künstler und der Diplomat, der Poet und der Weltmann flossen in Besque zu einer der interessantesten und anmutigsten Persönlichkeiten zusammen, die mir vorgekommen. Von jedem der beiden Pole seiner Thätigkeit fiel ein vergoldender Schimmer auf den andern. Der Opern- und Liederkomponist erschien der Wiener Gesellschaft verherrlicht durch seine hohe büreaukratische Stellung; der Staatsmann durch seinen künstlerischen Nimbus erhoben über das profaische Niveau seiner Amtsbrüder.“

Zur vollen Würdigung des in Besques Hause waltenden Geistes darf aber auch seine anmutige Gattin Marie, geborne Märkus von Gör, nicht vergessen werden, eine an Geistes- und Herzensbildung ihm ebenbürtige Frau, die der Mittelpunkt eines schönen und innigen Familienlebens war und ihr Haus zu einem behaglichen Sammelort einheimischer und durchreisender Künstler zu gestalten wußte.

Besque fühlte sich schon früh zum Komponiren angeregt, doch schrieb er zunächst nur Tänze und Lieder, indem er sich dabei ganz allein von seinem guten Ohr leiten ließ. 1829 stellte er sich eine größere, und zwar die originelle Aufgabe, eine neue Musik zum Text von Rossinis „Donna del Lago“ zu schreiben. Da ihm dabei doch der Mangel theoretischer Studien fühlbar werden mußte, nahm er 1833 (ein Jahr nach seiner Verheiratung) bei Simon Sechter Unterricht im strengen Satz, auch — da er noch mit einer zweiten Oper, „Die Belagerung Wiens durch die Türken,“ beschäftigt war — in der Instrumentation. Der Unterricht dauerte etwa ein Jahr; ein zweites verging noch, bis Besque mit einer Anzahl von Liedern an die Öffentlichkeit trat. Vorher hatte er mehrere Hefte Tänze unter der Chiffre „S. v. B.“ herausgegeben, jetzt nahm er das Pseudonym S. Hoven an, das er dann, wenige Ausnahmen abgerechnet, für die Folge beibehielt. Einige Tadler wollten damals in der Wahl dieses Namens einen versteckten Angriff auf Beethoven sehen; aber der Name findet sich schon auf einem Trauerspiel des siebzehnjährigen Gymnasiasten, er ist von einer ehemals großväterlichen Besitzung hergenommen. Ein Pseudonym aber war notwendig, denn in dem Metternichschen Wien hätte ein kaiserlicher Rat nicht zugleich Musiker sein und wohl gar Opern aufführen dürfen. „Sie wissen, schrieb Besque nach der Aufführung seiner »Turandot« an Wieck, daß ich, höherm Befehl folgend, als Herr S. Hoven auftreten mußte.“

Im Dezember 1837 kam die damals achtzehnjährige Klara Wieck nach Wien, verweilte dort fast fünf Monate und konzertierte mit beispiellosem Erfolge. Auch Besque war von dem „Zauberpiel“ der gefeierten Künstlerin entzückt und sah sie häufig in seinem Hause. Die gegenseitige Verehrung schuf

ein herzliches und dauerndes Freundschaftsbündnis, dem bald auch Schumann näher treten sollte. Veranlassung dazu gab folgendes Gedicht.

An Clara Wieck,
als sie Beethovens Fmoll-Sonate spielte.

Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber großend ein
Im fest verwahrten, demantharten Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab.
Umsonst! Kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der hastig unberufenen Jagd.
Sinnboll gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die weißen Finger in die Flut,
Und faßt, und hebt, und hats. — Es ist der Schlüssel!
Auf springt sie, auf, mit höhern Herzensschlägen,
Der Schrein blinkt, wie aus Augen, ihr entgegen:
Der Schlüssel paßt, der Deckel fliegt. Die Geister,
Sie steigen auf und senken dienend sich
Der anmutreichen, unschuldsvollen Herrin,
Die sie mit weißen Fingern, spielend, lenkt.

Darüber war nun alle Welt entzückt;
Die Schlosser nur, die ungeschickt
Kein Sperrzeug fanden für das harte Schloß,
Sie tadelten die Bßung als zu rasch;
Ein Grobschmied schloß sich ihrer Meinung an.

Besque brachte der Künstlerin eine Huldigung eigener Art dar, indem er dieses Gedicht (mit Hinweglassung der letzten fünf Zeilen*) unter Benutzung der Hauptgedanken der Fmoll-Sonate in Musik setzte. Die Komposition wurde in der „Neuen Zeitschrift“ vom 23. März 1838 durch D. Lorenz mit einigen freundlichen Worten angezeigt. Wahrscheinlich aus Anlaß dieser Besprechung schrieb Besque unterm 13. April an Schumann. Am 11. Mai folgte ein zweiter Brief, mit dem er mehrere Liederhefte zur Rezension einsandte.**) Schumanns Antwort vom 26. Mai lautet:

*) Sie beziehen sich auf einige Taktler, die die zu raschen Tempi der Sonate u. s. w. mißbilligt hatten. Den „Grobschmied“ deutete man (vergl. Hanslicks „Aus dem Konzertsaal“ S. 333) teils auf C. Holz, teils auf A. Schindler, die beide auf ihre Beethoventraditionen pochten.

**) Diese Daten sind den „Geschäftsnotizen“ entnommen, in denen Schumann seinen Mitarbeitern den Eingang ihrer Briefe anzeigte. Obwohl deren Namen nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet sind, so hat das doch zur Ermittlung der Verfasser mehrerer pseudonymen Artikel geführt.

Ihr Hochwohlgeboren gütiges Schreiben verpflichtet mich zum lebhaftesten Dank und hat mir wahrhaft Freude gemacht. Auch war mir Ihr Name keineswegs ein ungekannter. Soviel schlechte Musik ich vergesse und gern vergesse, so ist mir doch ein treues Gedächtnis für das edlere Streben geblieben, wie man es in Ihren Kompositionen auf den ersten Blick erkennen muß.

Das Viederfach ist nicht mein Departement. Sie werden also eine andre Chiffre unter der Anzeige Ihrer Gefänge finden, die keinesfalls, wie ich glaube, eine Halmische Debatte hervorrufen wird.

Auch möchte ich Ihnen vorschlagen, ob Sie mir vielleicht etwas für die vierteljährlich erscheinenden Musikalischen Beilagen zur Zeitschrift mitteilen wollten; ein Weg, der schneller zur Verbreitung des Namens führt als irgend ein bekannter. Doch dürften, da die Beilagen nur so selten erscheinen und doch dadurch gleich mehrere Komponisten eingeführt werden sollen, die Kompositionen nicht wohl den Raum von zwei bis drei Druckseiten überschreiten. Am besten, Sie senden mir vielleicht gleich ein ganzes Heft Lieder oder was sonst, damit ich nur wählen kann, daß es sich auch mit den andern Beiträgen gut verträgt. Im Augenblick liegt freilich jovieel Manuskript für diese Beilagen bei mir aufgeschichtet, daß ich Ihnen den Zeitpunkt der Aufnahme Ihrer Kompositionen nicht genau bestimmen könnte. Sedenfalls möchten Sie mich bald durch eine reiche Sendung erfreuen!

Vielleicht daß mir endlich in diesem Jahre ein alter Lieblingswunsch in Erfüllung geht: mir Wien einmal ansehen zu dürfen. Erlauben Sie dann, hochgeehrter Herr, mich Ihnen vorzustellen?*)

Besques Balladen und Gefänge (Werk 6, 10 bis 12, 14 bis 16) wurden von D. Lorenz in der Nummer vom 20. Juli besprochen, die Schumann mit dem Uhländischen Motto einleitete:

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt,
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.

Der Schluß von Schumanns Brief aber war mehr als nur eine gelegentliche Anfrage. Schumann wollte sich keineswegs nur „Wien ansehen,“ sondern beabsichtigte ganz nach Wien überzusiedeln, weil ihm der Aufenthalt in Leipzig durch sein Verhältnis zu Wieck verleidet war. Er hatte sich im Februar 1836 mit Klara Wieck verlobt. Ihr Vater, der dieser Verbindung entgegen war, wußte so beharrlich jede Annäherung der Verlobten zu verhindern, daß Schumanns Zuversicht mehr und mehr herabgestimmt wurde und er schließlich entsagte. Nachdem aber im folgenden Jahre das nur durch Einwirkungen von außen unterbrochne Einverständnis mit Klara wiederhergestellt war (hauptsächlich durch die Vermittlung des beiderseitigen Freundes E. A. Becker in Freiberg), erneuerte Schumann seine Bewerbung bei Wieck am 13. September 1837 — mit demselben Mißerfolg. Wiecks Widerstand gegen die Verbindung

*) Die hier mitgeteilten Briefe Schumanns sind mir von der Familie Besque freundlichst anvertraut worden. In Besques Lebensskizze haben nur die beiden letzten Aufnahme gefunden; einige andre sind im Laufe der Jahre verloren gegangen.

dauerte fort; Schumanns stille Hoffnung, der Alte werde „nach und nach schmelzen,“ sollte gründlich getäuscht werden.

Nach Klaras Abreise von Wien betrieb nun Schumann die Vorbereitungen zu seiner Übersiedlung dahin eifriger. Um zu erfahren, was er zur Erlangung der Konzession für die Zeitschrift zu thun habe, wandte er sich an Vesque, bei dem er auf wohlwollendes Entgegenkommen rechnen durfte. Vesque war jetzt genauer in Schumanns Kompositionen eingeführt worden, und zwar durch die berufenste Spielerin, durch Klara Wieck*), und hatte sich darüber in seinen Briefen an Schumann freudig anerkennend („mit Teilnahme an seinen Bestrebungen,“ wie das bescheidne Wort Schumanns lautet) ausgesprochen. Schumann schrieb ihm dagegen am 15. Juli:

Ever Hochwohlgeboren wagt sich der Unterzeichnete heute als Bittender in einer für ihn höchst wichtigen Angelegenheit vorzustellen.

Ihre gütige Teilnahme an meinen Bestrebungen giebt mir den Mut zu meinen Fragen. Vor allem würde ich Sie, hochgeehrtester Herr, ersuchen, von meinem Vorhaben, das mich zu diesen Zeilen veranlaßt, gegen jedermann vor der Hand noch schweigen zu wollen. Die Frucht ist noch nicht reif für die Öffentlichkeit.

Zur Sache, der Sie Ihre gütige Aufmerksamkeit schenken möchten:

Besondere Verhältnisse (keine gefährlichen, eher freundlicher Natur) machen es nötig, für die Zukunft meinen Herd in einer größeren Stadt aufzuschlagen. Wien liegt meinem Wirken am nächsten; nach kurzer, aber reiflicher Erwägung habe ich mich für Ihr schönes Wien entschieden und [habe] vielleicht schon zum Schluß dieses Jahres die Freude, mich Ihnen persönlich vorstellen zu dürfen.

Nun aber will ich meine mir ans Herz gewachsene Zeitschrift nicht aufgeben; im Gegenteil, sie soll mit mir, soll von Januar an in Wien erscheinen. Die Verlagsangelegenheiten werden bereits geordnet und in kurzem geschlichtet sein.

Wollen Sie, den ich als einen so freundlichen Beschützer der Kunst noch zuletzt von Fräulein Klara Wieck schildern hören, einem unerfahrenen Künstler, der noch nicht lange aus den Kinderschuhen, mit Ihrer Einsicht, Ihrem Räte beistehen, welche Schritte er zunächst thun muß, wie die Erlaubnis zur Herausgabe der Zeitung in Oesterreich zu erlangen? Die Zeitschrift mag als eine jugendliche, unerschrockene, oft sehr strenge bekannt sein; indes hat sie nie Politik u. dgl. berührt, als daß ich fürchten sollte, man würde ihrem Erscheinen in Wien Hindernisse von seiten der Zensur in den Weg legen. Wollten Sie jetzt die Güte haben, mich darauf Ihre gefällige Ansicht wissen zu lassen?

Die Zeitung soll also vom Januar 1839 an in Wien erscheinen, ich selbst will Ende Oktober hin. Wird die Zeit vom Oktober bis Ende Dezember hinreichen, um die Zensurangelegenheiten in Ordnung zu bringen, die Druckerlaubnis mir auszuwirken? Könnte ich vielleicht schon jetzt durch ein einzureichendes Schreiben an die betreffende Behörde meinem Ziele näher kommen? Und an welche hätte ich mich da zu wenden? Würden mir besondere Empfehlungen, ein Ministerialpaß u. s. w. von Nutzen sein? Muß ich irgend Kaution stellen? Bedarf es besondrer Legitimation?

*) Als Klara Wieck nach Wien kam, wußten, wie H. Ehrlich („Nord und Süd“ 1887, IV, 187) meint, dort „vielleicht zehn Musiker von Schumann.“

Wie ich mich auf Ihr schönes Wien freue, welche Ausichten sich mir durch diese Übersiedelung eröffnen, und wie durch den Umzug der Zeitung nord- und süddeutsche Kunst sicherlich zu innigerem Bande verknüpft werden, über dies und manches andre in meinem nächsten Briefe, wenn ich wieder schreiben darf.

Vielleicht daß ich mich Ihres hohen Schutzes erfreuen darf, und daß Sie den Fremdling einlassen, wenn er vorpricht.

Vesque billigte Schumanns Plan, deutete aber auf die von der Wiener Zensur zu erwartenden Schwierigkeiten hin. Darauf antwortete ihm Schumann am 26. August:

Den innigsten Dank für alle Auskunft, die mir Euer Hochwohlgeboren so schnell und bestimmt geben. Mein Plan reißt mehr und mehr. Aber wo so viele Fäden abgerissen, so viele neue angesponnen werden müssen, bedarf es der Zeit und einer vorsichtigen Hand.

Ich hoffe in diesen Tagen besondere Empfehlungen an den Herrn Fürst Metternich und an Herrn Graf Sedlnitzky zu erhalten, auch sonstige vom hiesigen Magistrat, und mache mich dann Ende September gleich selbst auf den Weg, um bei Schluß dieses Jahres im Reinen zu sein.

Meine Zeit ist mir karg zugemessen; es wäre mir höchst traurig, wenn die Zeitung Anfang Januar nicht in Wien erscheinen könnte und ich wieder nach Leipzig zurückmüßte. Von einem unberechenbaren Einfluß und Nutzen für mich würde es wohl sein, wenn Sie, hochgeehrtester Herr, sollten Sie dem Herrn Grafen Sedlnitzky näher stehen, ihm etwa gelegentlich über mich, mein Vorhaben und Gesuch ein empfehlendes Wort sagen wollten, daß ich ihm nicht ganz [als] Fremdling erscheine, daß er mich nicht in die gewöhnliche Journalistenklasse wirft. Vielleicht ist Ihnen das möglich.

Und nun auch dem Künstler meinen Dank für die beiden Lieder. Die Beilage vom November bringt Ihre Geisterinsel, im Verein mit Kompositionen von Leopold Schefer (dem Dichter), Joseph Elzner (Kapellmeister in Warschau) und Josephine Lang aus Augsburg, einem sehr schwärmerischen Wesen. Das gäbe dann ein interessantes Kleeblatt. In den Zeitungen lese ich, daß auch Ihre Oper Turandot bald zur Aufführung kommt. Träfe es sich doch gerade während meiner Anwesenheit.

Vielleicht kommt auch Sterndale Bennett mit mir nach Wien; ich werde mir erlauben, Ihnen ihn vorzustellen; das ist ein englischer Tonkünstler, ein Engel von einem Musiker.

Zum Schluß heute ersuche ich Sie, Hochverehrtester, nochmals um Geheimhaltung meiner Übersiedlung. Sie wissen, man kann nicht leise genug auftreten, wo es ein Ziel gilt, das zufällig vielleicht auch andre im Auge haben. Herr Professor Fischhof allein weiß um meinen Plan.

Frl. Klara läßt sich Ihnen angelegentlich empfehlen.

Der in dem Briefe genannte Graf Sedlnitzky war Präsident der obersten Polizei- und Zensurhoffstelle in Wien; sein Einfluß in der Zeitungsangelegenheit war nicht der günstigste, wie Schumann bald erfahren sollte. Aus Bennetts Mitreise nach Wien wurde nichts. Fischhof hatte Schumann am 5. August auch in seinen Plan eingeweiht. Fischhof war ihm lieb und wert geworden, weil er sich Klaras so warm angenommen und über ihr Auftreten so schöne

Berichte*) an die Zeitschrift gesandt hatte. Ihm deutete er auch leise sein Verhältnis zu Klara an, von dem öffentlich noch nichts bekannt war.

Anfang Oktober 1838 traf Schumann in Wien ein, in dem Frohgefühl, sich durch die Verpflanzung seiner Zeitschrift dahin eine gesicherte Stellung schaffen und — vor allem! — seine geliebte Klara heimführen zu können. Aber die Enttäuschungen ließen nicht auf sich warten. Das Erscheinen der Zeitschrift mußte man erst zu verzögern, endlich ganz zu verhindern, womit denn auch die Erfüllung seines Herzenswunsches abermals ins Ungewisse hinausgerückt wurde. Überhaupt fand er in Wien nur geringe Teilnahme. Um das begreiflich zu finden, muß man sich vergegenwärtigen, wie unberührt Wien von der poetischen Richtung der jungen Musikwelt in Deutschland geblieben war, wie wenig man dort besonders von Schumanns stillem Wirken wußte. Seine Kompositionen waren zu fremdartig, zu sehr vom Tagesgeschmack abgewandt, um populär werden zu können; noch viel weniger kannte man ihn aus seiner kritischen Thätigkeit, zumal da die Neue Zeitschrift nur in wenigen Exemplaren nach Wien kam und seinen Namen so selten nannte.***) Dazu kam, daß Schumann nicht die Gabe hatte, sich persönlich geltend zu machen. Seine schlichte Art, sich zu geben, war nicht dazu angethan, Fremde anzuziehen oder auch nur Aufmerksamkeit zu erregen. Wenig mittheilend, unfähig, „zu schmeicheln und sich unaufhörlich zu verbeugen,“ zu ehrlich und zu stolz, um sich das Wohlwollen anderer anders als auf geradem Wege zu gewinnen, vermochte er es vor allem nicht, sich die Wiener Verleger, die „für ihren Strauß und Broch fürchteten,“ günstig zu stimmen. Er selbst war sich der ihm mangelnden geselligen Gewandtheit wohl bewußt, sprach es auch Klara gegenüber aus, wie oft er noch „in den Worten und in der Form fehle,“ und daß man „oft nicht klug aus ihm werde.“

Seine herabgedrückte Stimmung giebt sich gleich in seinen ersten Briefen aus Wien zu erkennen. „Ich passe nicht unter diesen Schlag Menschen, die

*) Sie sind mit „34“ gezeichnet.

**) In den Jahrgängen 1834 bis 1838 der Neuen Zeitschrift findet man unter den zahlreichen Arbeiten Schumanns — gering ange schlagen, 50 größere und kleinere Aufsätze, über 300 Besprechungen von Kompositionen — seinen vollen Namen nur 23 mal, die Anfangsbuchstaben 18 mal, die Bezeichnung „Redaktion“ etwa 10 mal; alles übrige ist mit Zahlen oder mit den Davidsbündlernamen (manches auch gar nicht) unterzeichnet. Mit Recht schrieb deshalb Schumann kurz vor dem Erscheinen seiner gesammelten Schriften (1854) einem Freunde: „Ich hoffe, daß ich Ihnen diesmal von einer ganz neuen Seite bekannt werde.“ Auch später haben ihn von dieser „neuen Seite“ doch nur wenige kennen gelernt, wie ich mit Bewunderung selbst an Fachmusikern oft erfahren habe. Zahlen sprechen. Bis zum Jahre 1880, also nach Verlauf von 26 Jahren, waren die drei Auflagen von Schumanns Schriften (die erste von 1000, die zweite von 1250 Exemplaren) nur in etwa 2500 Exemplaren verbreitet! Erst 1891 erschien (bei Breitkopf und Härtel) die vierte Auflage, chronologisch geordnet und mit Nachträgen und Erläuterungen versehen.

Wahrheit ist denn doch zu Zeiten zu mächtig. Indes wird genauere Bekanntschaft mit den Einzelnen von diesem Urteil manches löschen."

Zu diesen „Einzelnen,“ die ihm gleich sympathisch waren, gehörte Besque; bei ihm, schreibt er, werde er „sich am besten eingewöhnen.“ An Klara, der er nichts verberg, was ihn äußerlich und innerlich bewegte, schreibt er über Besque und seine beifällig aufgenommene Oper Turandot: „Besque ist mir nun der Liebste von allen. Einiges Unglück ist es, daß gerade seine Oper jetzt gegeben wird, die manches Artige enthält, aber ein Mischmasch von Wollen und nicht Können, und von Können und nicht Wollen, ich meine, in allen möglichen Arten und Stilen geschrieben ist. Er nennt es selbst einen Versuch.“ Das letztere bestätigt auch ein Brief Besques (vom 10. Oktober) an Wieck. Darin schreibt er zwar, der Erfolg sei „für eine erste Oper“ brillant, fügt aber hinzu: „Daß übrigens das Werk auch seine Mängel hat, erkenne ich selbst als der erste an. Vor allem ist das Buch theatralisch und prosaisch. Indessen was war zu thun? Ich war so kompositionswütig, daß ich auch die Augsburger Allgemeine Zeitung in Musik gesetzt hätte. Dann habe ich wirklich nicht gewußt, welchen Stil ich den guten Wienern vorbringen soll. Schreibt man deutsch, so gähnen die Logen; Spohrs Sessonda ist immer leer; schreibt man italienisch, so schimpfen die Kontrapunktisten. Ich bin so einen Mittelweg gegangen, bis ich einmal genug Kredit habe, meinen eignen Weg zu gehen, was ich bei einem Debut nicht wagen durfte. Dann habe ich viel für die Sänger ändern müssen, ja eine Cavatine, die ich in moll geschrieben, habe ich in dur setzen müssen, »weils schöner klingt,« sodaß ich mein eignes Kind nicht mehr kenne. Es ist eine wahre Galeerenarbeit, fürs Theater zu schreiben.“

Einige Tage später erbat sich Schumann den Klavierauszug der Turandot zur Berichterstattung in der Zeitschrift; auch beklagte er sich darüber, daß die Konzessionsangelegenheit nur langsam vorwärts gehe, doch hoffe er, bis Neujahr in Ordnung zu kommen. „So gerne möchte ich oft mit Ihnen sprechen, fürchte aber immer, Sie in wichtigen Geschäften zu stören. Vielleicht lassen Sie mir sagen, wenn Sie einmal eine Stunde frei haben. Erhalten Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen, dessen ich unter so fremden Menschen so sehr bedarf.“ Die betreffende Zeitschriftennotiz (18. November) lautet: „S. Hovens Turandot ist bis jetzt viermal gegeben worden; die Oper hat viele artige Nummern und soll ehestens im Klavierauszug erscheinen.“ Zur Erklärung der etwas auffälligen Kürze dieser Notiz schrieb Schumann an Besque: „Wenn, was Sie bis jetzt in der Zeitschrift über Turandot gefunden, das ganze Resultat meines Durchlesens der Partitur wäre, so wär es wenig genug. Es ist aber anders. Mit Fleiß und in Rücksicht auf meine jetzige Stellung erwähne ich nur die Data des hiesigen Musiklebens in möglichster Kürze. Außerdem habe ich eine Reihe von größern Briefen über die Wiener Zustände im

Sinn und denke sie zu veröffentlichen, sobald ich nur die Konzession zur Herausgabe in Händen hätte — das geht aber so langsam. Und Sie hatten Recht, was Sie mir in einem Ihrer Briefe früher schrieben.“ Von dem Entgegenkommen des Polizeiministers muß sich Besque sehr wenig versprochen haben, denn als Schumann nach seinem ersten Besuch bei ihm berichtete, daß er auf große Schwierigkeiten stoße, wenn, statt eines Wiener Verlegers, er selbst — als Ausländer — Herausgeber der Zeitung werden wolle, war Besque schon erfreut, daß Schumanns Besuch nicht gleich rundweg abge schlagen worden sei; er hielt es für unvermeidlich, daß Schumann österreichischer Untertan werde. Dazu scheint dieser denn auch im äußersten Falle entschlossen gewesen zu sein. *)

Im November 1838 erschien in der vierten musikalischen Beilage zur Zeitschrift Besques Komposition von Heines „Geisterinsel“ unter seinem wirklichen Namen. Schumanns Anzeige in der Zeitschrift**) ist freundlich anerkennend, sachlich, unbeirrt durch sein persönliches Verhältnis zu dem Komponisten. Etwas gegen seine Überzeugung zu sagen, war ihm unmöglich; schrieb er doch selbst an Klara: „Wenn du am Klavier sitztest, kenne ich dich nicht, mein Urteil ist ganz eine Sache für sich.“

Über den freundlichen Verkehr, in dem Schumann und Besque standen, sind uns leider keine Einzelheiten aufbewahrt geblieben. Auf eine Anfrage von mir an die Freifrau von Besque (1888) erwiderte die hochbetagte Dame, ***) sie selbst habe Schumann nicht genauer kennen gelernt; sie erinnere sich nur, mit ihm zusammen von ihrem Landhause †) zur ersten Aufführung der Turaudot nach der Stadt gefahren zu sein; später habe sie, von ihrer Kinder-schar in Anspruch genommen, ihn in der Regel nur bei Tische gesehen, wo er ein „freundliches, aber zugleich ernstes“ Verhalten gezeigt habe.

Anfang April 1839 kehrte Schumann nach dem Scheitern seiner Pläne nach Leipzig zurück. In seinen Beziehungen zu Besque trat nun eine mehrjährige Unterbrechung ein. Klara Wieck blieb in brieflicher Verbindung mit Besque, da er fortdauernd regen Anteil an ihren künstlerischen Erfolgen nahm, auch einigemal Gelegenheit hatte, ihr durch Empfehlungen nützlich zu sein. Seine Verehrung bezeugte er ihr auch durch die Widmung des 1839 (unter seinem eignen Namen) erschienenen Allegros für Pianoforte (Werk 26). Welches Vertrauen ihm die Künstlerin entgegenbrachte, geht aus ihren Briefen an ihn, namentlich aus einem vom 19. Januar 1840 hervor, worin sie sich über ihr Verhältnis zu ihrem Vater ausspricht, dessen Widerstand gegen ihre Verbin-

*) M. Kalbeck, „Schumann in Wien,“ Wiener Allgemeine Zeitung von 1880.

**) Gesammelte Schriften, vierte Auflage, II, 504.

***) Sie überlebte ihren Gatten um zehn Jahre und starb im achtzigsten Lebensjahre am 24. August 1893.

†) In Penzing bei Wien.

ding mit Schumann zu völliger Entfremdung zwischen Vater und Tochter geführt hatte.

Das alles war überwunden, das Künstlerpaar nach harten Kämpfen glücklich vereinigt — auch der Vater versöhnt —, als Besque im Herbst 1843 auf einer Reise nach Deutschland acht Tage in Leipzig verweilte. Im Gewandhauskonzert am 30. Oktober sah er Schumann und Klara zuerst wieder. Am 1. November meldet er nach Hause: „Heute Vormittag besuchten mich Schumann und Klara. Ihre Augen sind noch immer melancholisch und ausdrucksvoll; beide recht herzlich.“ Am 4. November, nachdem ihm Mendelssohn auf der Thomasorgel vorgespielt hatte: „Hierauf Diner bei Schumann; sehr freundlich und herzlich; Schumannsches Ehepaar, Besquesche Gebrüder,*) Komponist Gade und Madame Frege, welche Mendelssohn für die beste Liedersängerin Leipzigs erklärt. Nach Tische sang ich einige meiner Heineschen Lieder, dann die Lotosblume u. a. m. von Schumann, der hoch erfreut darüber war. Madame Frege sang das Lied an die Braut, den »Rußbaum« u. s. w. sehr hübsch. Mir war so schwer, als ich dasaß weit von der Heimat, die Sonne ging nieder so blutig rot — Schumanns Aussicht**) ist ein Horizont à la Penzing —, und da wurden jene Lieder gesungen, die wir so oft mit einander aufgeführt haben.“

Auf der Rückreise von Berlin war Besque wieder in Leipzig, als Schumann am 4. Dezember die „Peri“ zum erstenmale auführte. Besque zeigte sich dabei als sattelfesten Musiker, indem er für den plötzlich unwohl gewordenen Tenoristen H. Schmidt rasch entschlossen eintrat und die Partie des pestkranken Jünglings vom Blatt sang. Drei Wochen nachher schrieb ihm Klara nach Wien: „Schade, daß Sie nicht bei der zweiten Aufführung der Peri zugegen waren! Das Ganze wurde weit enthusiastischer aufgenommen, ging auch im ganzen noch schöner zusammen, bis auf die kleine Partie, welche Sie so überaus freundlich waren zu übernehmen, wo unser Herr Sänger auszubleiben drohte.***) Mein Mann wurde schon, als er auftrat, mit dem lebhaftesten Applaus empfangen, und ein schöner Lorbeertranz zierte das Dirigentenpult, was übrigens meinen Robert nicht wenig konfus machte.“ Einige Jahre später schickte Schumann an Besque, in dankbarer Erinnerung an seine Aushilfe, das Autograph jener Periszene.

Noch einmal trafen beide persönlich zusammen, und zwar in Wien, wo Schumann von Ende November 1846 bis zum 20. Januar 1847 mit seiner Frau verweilte. Der Verkehr war der alte herzliche. Von Einzelheiten daraus ist nur bekannt, daß sich Besque auch in der am 15. Januar in Schumanns Wohnung veranstalteten Abschiedsgesellschaft befand, zu der sich u. a. auch

*) Besques Bruder Charles, Maler, war Teilnehmer an der Reise. Er starb 1887.

**) Inselstraße Nr. 5.

***) d. h. unsicher einsetzte.

Grillparzer und Eichendorff eingefunden hatten. Von Schumann kamen ein Quartett und Lieder (gesungen von Jenny Lind) zum Vortrag; Klara spielte ihr neues Trio.

Von da an haben sie nur noch brieflich mit einander verkehrt. Die nächste Veranlassung zu einem Brief an Besque bot sich Schumann, als die Zeitungen eine Notiz über Preyers Rücktritt von der Leitung des Wiener Konservatoriums brachten. Da Schumann in eine bestimmte Berufsthätigkeit einzutreten wünschte, so erbat er sich von Besque nähere Auskunft über die Stelle:

Wohlt es doch den Musiker immer wieder in jenes Land, wo unser größter Meister gelebt, wo am Ende für alle Bestrebungen ein fruchtbarer Boden anzutreffen ist! Die Stelle, die gerade jetzt offen, mag manchen reizen, auch mich. Halten Sie sie passend für mich, und, was noch mehr zu erwägen, mich für sie? Der Gehalt ist kein großer, der Wirkungskreis aber ein so bedeutender, wie ihn sich ein junges feuriges Streben nur wünschen kann. Auch kenne ich die Organisation derartiger Institute schon von Leipzig her, dessen Konservatorium ich mitbegründete.

Nun wünschte ich durch Ihre Güte manches zu erfahren, hauptsächlich dies, ob schon vom Ausschuss der Gesellschaft der Musikfreunde*) irgend ein Künstler, dem man die Stelle anvertraute, vorzugsweise ins Auge gefaßt worden — denn ich weiß, daß bei solcher Gelegenheit oft persönliche Verhältnisse mitsprechen —, sodann, ob, wenn dieses nicht der Fall, ich mich als eine persona non ingrata betrachten dürfte. Wissen möchte ich auch, wer über die definitive Besetzung eigentlich zu entscheiden hat.

Über die Einrichtung des ganzen Instituts, über die Ansprüche, die an den Direktor gemacht werden, über die Zahl der Stunden, die er zu geben hat, etwas Genaueres zu erfahren, wäre mein Wunsch in dem Fall, daß Sie die Stellung überhaupt für mich geeignet fänden.

Ersuchen möchte ich Sie nur, dieses Schreiben durchaus als ein nur an Ihre verehrte Person gerichtetes betrachten und seines Inhaltes vor der Hand gegen niemanden erwähnen zu wollen. In wie weit die Sache ernstlicher anzufassen, hängt lediglich von Ihrer gefälligen Antwort ab. Möchten Sie mir sie recht bald zukommen lassen!

Nach diesem geschäftlichen Teil des Briefes erlauben Sie mir nun nach Ihrem Befinden selbst zu fragen, nach dem Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Ihrer Kinder. Wir selbst haben vor vier Wochen unser jüngstes Kind, einen Knaben, verloren; die drei Mädchen, die wir noch besitzen, beglücken uns durch ihr Gedeihen. Sonst ist es uns, namentlich in Berlin, recht wohl ergangen; auch Musik erklingt oft im Innern — manches hab ich fertig gemacht, manches angefangen. Und zuletzt denk ich mich auf jenen heißen Brettern, die „die Welt bedeuten,“ auch einmal anzusehen.

Aber es wurde in der Konservatoriumsangelegenheit kein Erfolg erzielt. Das etwas heruntergekommene Institut wurde durch die Stürme des Jahres 1848 ganz außer Thätigkeit gesetzt und erst 1851, hauptsächlich durch Besques Anregung neu organisiert, wieder eröffnet, als Schumann bereits städtischer

*) Dem Besque angehörte.

Musikdirektor in Düsseldorf war. Die Schlußbemerkung in Schumanns Brief bezieht sich natürlich auf die *Genoveva*, zu der das Textbuch eben fertig geworden war. Wie Schumann, so hatte sich auch Besque — nachdem der Oper *Turandot* noch „*Jeanne d'Arc*“, „*Burg Thaya*“, „*Liebeszauber*“ (Räthchen von Heilbronn), „*Ein Abenteuer Karls II.*“ und „*Der lustige Rat*“ gefolgt,*) zwischendurch auch zwei Messen entstanden waren — ebenfalls in diesem Sommer einer andern Kunstform zugewandt: er schrieb sein erstes Streichquartett.

1851 erschien Besques „*Heimkehr*“, eine Sammlung von achtundachtzig Kompositionen heinischer Lieder. Die darin enthaltenen ironischen und satirischen Gedichte Heines, die eigentlich ihrem Wesen nach einer musikalischen Einkleidung widerstreben, wußte niemand besser als Besque selbst durch seinen geistreich-humoristischen Vortrag zu schlagender Wirkung zu bringen. Dieses „*Liederbuch*“, das er Schumann (auch Heine und C. Voewe) zugesandt hatte, ist es, das am Schluß des folgenden — letzten, am 25. Januar 1853 geschriebenen — Briefes an Besque gemeint ist.

Die beifolgenden Zeilen**) wollte ich nicht abgehen lassen, ohne auch Ihnen von meiner Frau und von mir einen besondern Gruß darzubringen. Viele Jahre sind entschwinden, seit wir Sie das letztemal sahen, Jahre, für unser Künstlerleben ereignisvoll, wenn auch namentlich in letzter Zeit durch Krankheit getrübt. Daß Sie hier und da von unserm Wirken vielleicht gehört, ist wohl möglich. Möchte es sich doch auch fügen, daß wir Ihnen bald wieder einmal persönlich gegenüber stehen, uns einmal wieder in der Kaiserstadt umschauen könnten. Gern hätte ich dort auch manche meiner größern Orchester- und Chorwerke zu Gehör gebracht. Denn wie, wie in allen größern Städten, das Oberflächliche auch dort die Oberhand behalten mag, so giebt es doch gewiß auch Kreise, die sich ernstem Bestrebungen zuwenden. Aber dies sind alles eben noch eitle Aussichten. Vielleicht, daß wir Sie aber einmal am Rhein begrüßen könnten! An den Pfingstfeiertagen findet hier das große Musikfest statt, das F. Hiller und ich dirigiren. Um diese Zeit sollten Sie an den Rhein kommen! Auch sehr großartige Werke sollen zur Aufführung kommen, die große Passionsmusik von Sebastian Bach, die neunte Symphonie von Beethoven und vieles andre noch.

Daß Sie selbst, hochgeehrter Herr, der Kunst noch ergeben sind, das glauben wir sicherlich. Von Ihren dramatischen Kompositionen haben wir oft gehört, aber leider nur aus den Klavierauszügen, ebenso uns öfter in Ihrem *Liederbuch* ergangen.

Im Gegensatz zu Schumann war dem Wiener Freunde ein hohes Alter in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische beschieden. Im Jahre 1872 zog er sich aus dem Staatsdienst zurück. Von Ehrenbezeugungen aus seinen spätern Jahren sei nur erwähnt, daß er 1866 in den Freiherrnstand erhoben, 1879 mit der Würde eines Geheimen Rats bekleidet wurde. Als Mitglied des Herrenhauses war er nur kurze Zeit thätig — eine schwere

*) Eine Operette „*Lips Tullian oder die Ente*“ fällt in das Jahr 1854.

**) Ein Empfehlungsschreiben.

Krankheit raubte ihm das Gedächtnis, und allmählich umnachtete sich sein heller Geist. Wohl suchte er in der ihm auferlegten Unthätigkeit Trost in der Musik; aber bald versagte auch dieses Mittel: er erkannte die eignen Lieder nicht mehr. Am 29. Oktober 1883, im einundachtzigsten Lebensjahre, nahm ihn ein friedlicher Tod hinweg.



Der grüne Heinrich



icht ganz vier Jahre nach dem Tode Gottfried Kellers, des Dichters, dessen Bedeutung so lange und so leidenschaftlich bestritten worden ist, um schließlich doch, etliche Fortschrittsphrasenmacher und etliche freundnachbarliche und landsmännische Reihammeln abgerechnet, allseitig anerkannt zu werden, treten die beiden ersten Bände einer ausführlichen Lebensgeschichte von ihm: Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold (Berlin, Wilhelm Herz) ans Licht. Da es sich um eine der üblich und beliebt gewordenen biographischen Darstellungen handelt, bei denen die Erzählung des Biographen nur einen dünnen Faden für die Aufreihung der eignen Aufzeichnungen und Bekenntnisse des Helden bildet („nur wo keine Briefe oder sonstige Aufzeichnungen vorhanden sind, wie in gewissen Abschnitten der Jugendzeit, nimmt der Biograph das Wort“), so hat die Hauptarbeit Baechtolds in der Zusammenbringung der Briefe und der anderweitigen Lebenszeugnisse Kellers sowie in der Auswahl aus diesen bestanden. Das Material, das die beiden vollendeten Bände (erster Band 1819 bis 1850; zweiter Band 1850 bis 1861) enthalten, ist nun freilich viel mehr als bloßes Material, es spiegelt, wenigstens in seinem wichtigern Teil, treu und scharf ein Dichterleben wieder, in dem alles: Naturanlage, Jugendgeschick, Bildungsgeschichte, innere Neigung und äußere Erfahrung, künstlerische Richtung und geistige Persönlichkeit, von größter Eigentümlichkeit war und blieb. Baechtold berichtet in dem Vorwort zum ersten Teil, Keller habe einmal gefunden, daß sich in die Lebensbeschreibungen unsrer Dichter im allgemeinen ein zu enthusiastischer Ton eingeschlichen habe, der die Solidität der Darstellung beeinträchtige. Deshalb strebt der Züricher Litterarhistoriker, der Welt ein wahres, ehrliches und schlichtes Buch über seinen großen Landsmann zu geben und Gottfried Keller selbst reden zu lassen. „Den ganzen Gottfried Keller wird man erst aus seinen Briefen kennen lernen, und von diesen gilt der Hebbelsche Ausspruch: Niemand schreibt, der nicht seine Selbstbiographie schreibe, und dann am besten, wenn er am wenigsten darum weiß.“

Grenzboten III 1894